

Richard Riess

Das leise Rauschen
der Zeit

Religiöse Texte

Mit Bildwerken
von Alfred Darda

ATHENA

Vorwort

*»Man muss schweigen, um der Musik
hinter dem Rauschen des Regens
lauschen zu können.«*

*– Theo Angelopoulos,
Der schwebende Schritt des Storches –*

Das leise Rauschen der Zeit. So lautet der Titel dieses Bandes mit religiösen Texten von *Richard Riess* und Bildwerken von *Alfred Darda*. Dabei ist die Wortwahl vom Rauschen mit Bedacht gewählt, und Anklänge an das Rauschen des Regens und das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Bäume, das Rauschen des Meeres und die Sphärenklänge der Sterne in der Weite des Weltalls sind nicht unwillkommen. Was aber ist »Zeit«?

»Wenn niemand mich danach fragt« – so schon der Kirchenvater Augustinus – *»weiß ich es. Wenn ich es aber jemandem auf seine Frage hin erklären will, weiß ich es nicht. Dennoch behaupte ich, dies mit Sicherheit zu wissen. Ginge nichts vorüber, gäbe es keine vergangene Zeit. Wäre überhaupt nichts, gäbe es keine gegenwärtige Zeit. Aber wie existieren denn diese zwei Zeiten, die Vergangenheit und die Zukunft, wenn das Vergangene nicht mehr und das Zukünftige noch nicht ist? Und was die Gegenwart angeht: Blicke sie immer gegenwärtig und ginge sie nicht über in die Vergangenheit, so wäre sie nicht mehr Zeit, sondern Ewigkeit.«* (Augustinus, *Confessiones XIV, 17*)

Die messbare Zeit

So anregend Sätze dieser Art im ersten Augenblick auch erscheinen mögen, so aufregend sind sie doch zugleich. Auf den zweiten Blick freilich fordern sie den Widerspruch der heutigen Welt heraus. Nicht nur die Rhythmen unseres persönlichen Lebens in Alltag, Beruf und Freizeit, auch die Regeln des öffentlichen Lebens und die Realitäten der modernen Leistungsgesellschaft sind von dem Grundsatz geprägt: Wir wissen sehr wohl, was *Zeit* ist. Wir können sie sogar bis in den Bruchteil von Sekunden hinein und weit darüber hinaus berechnen und messen. Wir haben die großen und die kleinen Uhren an den Kirchtürmen und an den Stadttoren, in den Westentaschen und an den Handgelenken. Wir sind sehr wohl die Herren und die Herrinnen der Zeit. Wir *müssen* es auch sein, sollen soziale Systeme wie ein Staat und eine florierende Zivilgesellschaft überhaupt funktionieren. Mögen wir uns oft genug von gewissen Konventionen und Zwängen getrieben fühlen – verglichen mit früheren Zeiten genießen wir doch eine unerhörte Freiheit: Wir sind von den Unbilden der Natur weitgehend entlastet und mit einmaligen Chancen der Eigenverantwortung ausgestattet. Zu den Errungenschaften der Neuzeit gehört – so gesehen – auch die Erweiterung unserer »freien« Zeiträume – und das nicht nur an hohen Feiertragen wie an Weihnachten, an den Wochenenden oder im Urlaub an fernen Ufern.

Unüberhörbar ist freilich auch der Unterton an Überheblichkeit und Selbstüberschätzung, der bei der Behauptung mitschwingt, wir hätten heute schon fast alle Probleme der Zeit im Griff – und wenn nicht

heute, so doch morgen. Wie sehr der Lebensentwurf des heutigen Menschen von der Illusion des »*homo faber*« bestimmt wird, hat nicht zuletzt Max Frisch in seinem gleichnamigen Roman beschrieben. Und doch halten wir – trotz aller Widersprüche – an dem Anspruch fest: Wir wissen sehr wohl, was *Zeit* ist – etwas, was zuhänden, scheinbar endlos zuhänden ist. Denn seit dem Anbruch der Neuzeit ist nicht nur der »Raum« der Kolonisierung durch die Menschen anheimgefallen, die fernen Länder, Gestade und Ressourcen, sondern auch die »Zeit« – und das in Gestalt von gewaltiger Beschleunigung. Noch ist es nur wenige Generationen her, seit diese Entwicklung eingesetzt hat: mit der Eisenbahn und dem Automobil, der Rolltreppe und dem Telefon, dem Flugzeug und der Rakete – von der stillen Revolution ganz zu schweigen, die mit dem Rechner und dem Fernsehen, dem Internet und dem Smartphone begonnen hat und die noch lange nicht zu Ende ist. Tatsache ist doch, dass allenthalben, in den Städten und auf dem Lande, ein hohes und immer höheres Tempo vorherrscht. Und längst ist die Uhr zu einem ubiquitären Zeichen unserer Zeit geworden. In dem allen aber breitet sich in zunehmendem Maße eine Attitüde aus, die sich wie eine einzige Aufforderung an den Menschen richtet: Sei stets verfügbar! Sei stets erreichbar – und sei es im Dschungel, am Nordpol oder im Keller des eigenen Hauses. Prozesse dieser Art fordern allerdings einen hohen Preis: Zum einen ist es ja noch keineswegs erwiesen, ob und wie die Zeitbeschleunigung am Ende auch wirklich zu einer Zeitersparnis führt. Zum anderen nimmt die Zahl der zivilisatorischen Störungen und Erkrankungen eher zu, die mit dem Syndrom »*hohes Tem-*

po – Stress – Überforderung« entstehen. Offenbar hat sich in unserem Denken, ja selbst in unserem Unbewussten dieses Verständnis von Zeit festgesetzt – und sei es im Bild des »Zeitpfeiles«, der in einem unrevidierbaren Prozess aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft eilt und uns zu der Perspektive verleitet, als ob das Gute, das Bessere oder das Beste nur in raschem Flug von der Zukunft zu holen sei. Anscheinend ist es doch nicht damit getan, die »Chronologie« oder – schärfer noch – »die Chronokratie« des Lebens mit technischen Mitteln steuern zu wollen. Dass die Zeit vergeht. Dass die Zeit unwiederbringlich vergeht. Das verführt nicht wenige Menschen in der ganzen Welt dazu, *mit* der Zeit gehen zu wollen: in Konsum und Mode, Technik und Lebensstil. Wir treffen an diesem Punkt auf eine urtümliche Paradoxie: Wir möchten unentwegt Zeit gewinnen und müssen doch mit zunehmendem Alter die Erfahrung machen, dass uns die Zeit unter den Händen zerrinnt. Wie eine dunkle Ahnung wächst denn auch von Jahr zu Jahr die Angst, dass am Ende womöglich nur wenig oder nichts von uns bleibt. Tief, zu tief lebt in uns allen die Sehnsucht zu bleiben und der Traum, dass die Zeit doch kein Ende nehmen möge und die große Uhr des Lebens wenigstens für eine Weile angehalten wird.

Die erfüllte Zeit

Menschen, die sich mit Geschichte, Kultur und Sprache befassen, kennen aus der griechischen Antike einen zweifachen Begriff von »Zeit«: den Aspekt des »*chronos*«, der messbaren Zeit, und den Aspekt des »*kairos*«, der erfüllten Zeit. Unvergesslich ist bei-

spielsweise die letztgenannte Facette in der Formulierung von Goethes Faust:

*»Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!«*

Es ist der Augenblick, der selige Augenblick, der hier aufgerufen wird. Ein Augenblick in außergewöhnlichen Zeiten – in Zeiten der Liebe und der schöpferischen Hingabe, des Spiels und des ekstatischen Tanzes, des großen Sonnenuntergangs am Meer, des Festes und der Erfahrung, im Tiefsten verstanden zu sein, aber auch des Abschieds, der Trauer und der Erinnerung. Allen Erlebnissen dieser Art wohnt freilich eine Intensität inne, durch die die Zeit tatsächlich wie aufgehoben erscheint. Es ist ein Augenblick des Glücks und das Glück des Augenblicks, das hier im Getümmel und im ausgebleichten Grau des Alltags aufscheint. In alten Zeiten hat man schon von diesem Augenblick gesprochen, in dem die Zeit offenbar still steht und ein Hauch von Ewigkeit zu spüren ist: von jenem *»nunc stans«* und jenem *»nunc aeternum«*, von denen schon die Mystik des Mittelalters und asiatische Meditationspraktiken heute zu berichten wissen. Wie überhaupt die Meditation und die Poesie, die Musik und die bildende Kunst zu Erlebnisräumen von *»erfüllter Zeit«* werden können. Oder – nicht zuletzt – auch die Reise mit dem Vorbeiziehen der Landschaft und der Rückkehr nach langer Odyssee.

»Die Odyssee war für die Zivilisation die erste Reise« – so der griechische Regisseur Theo Angelopoulos an einer Stelle. *»Die Reise von Odysseus ist eine Reise in die Vergangenheit. In einem seiner Gedichte sagt*

Konstantinos Kavafis: Das Wichtigste, das ist nicht die Ankunft zu Hause, sondern das Wichtigste ist die Reise, die jeder in sich selbst macht, eine Reise in das eigene Innere. Was ist die Rückkehr? Wohin will man? Was will man wieder finden? Man will ein Haus wieder finden. Aber nicht ein physisches Haus, sondern die Heimat, das Zuhause, unseren Ort, wo wir Ausgeglichenheit finden, wo wir mit uns selbst und mit der ganzen Welt im Gleichgewicht sind. Dieses Zuhause ist für jeden anders. Mein Zuhause, das ist eine Reise im Auto neben jemandem, der fährt – ich selbst kann nicht Auto fahren. Wir fahren, das Fenster auf meiner Seite ist offen, die Landschaft zieht an mir vorüber. Das ist die Position, in der ich ausgeglichen bin, in der ich mein Gleichgewicht, in der ich zu mir finde. Das ist gleichsam mein mobiles Zuhause. Mein Zuhause, das sind die Reisen.«

Dass wir ein Zuhause finden, wo die Zeit scheinbar still steht, geht uns freilich oft erst spät auf – mitunter erst im Alter, wenn die Sehnsucht nach dem »Haus der Kindheit« (Marie Luise Kaschnitz) wiedererwacht, nach jener »verlorenen Zeit« (Marcel Proust) auch, in der die ganze Welt auf dem Grunde ihres Wesens zu ruhen scheint – die Bäume, die Felder, die Blumen, und sich die Abendsonne in den Fenstern des Hauses spiegelt. Die Reise ins Innere braucht Zeit, ihre Zeit. Und die Reise ins Innere der Zeit braucht Raum, ihren Raum: für die Gegenwart, die Zukunft und die Vergangenheit in einem. Dazu benötigen wir Brücken, die zu den Orten und je eigenen Räumen von »erfüllter Zeit« führen: kleine und große Rituale für den Tag, die Woche und das Jahr, ein Durchbrechen eingeschliffener Abläufe und den Mut zu neuen

Rhythmen, erneuten Entdeckungen im weiten Raum von Natur und Kultur, einzelne Oasen und Inseln im Hier und Jetzt und eine Ornamentik aus Meditation, Poesie und Musik.

»Das Rauschen des Regens« – so ein Kommentar von Jakob Johannes Koch zum Film ›Der schwebende Schritt des Storches‹ von Theo Angelopoulos. *»Ist es das Rauschen der Zeit, der Geschichte, der vorlauten menschlichen Betriebsamkeit? In fast allen Filmen von Angelopoulos scheint in irgendeiner Weise jene gemeinsame Botschaft auf: Wer im rauschendem Fluss träge mitschwimmt, ohne innezuhalten, der wird zum Kern des Wesentlichen niemals vordringen, der wird die Musik seines eigentlichen Lebens niemals erlauschen ...«*

Das Leben des Menschen, das Leben von uns Menschen, vollzieht sich – das als grundlegende Aussage des vorliegenden Bandes – in der Spannung von »messbarer Zeit« und »erfüllter Zeit«. Das geschieht freilich nicht in einer Art von einfacher Abfolge, sondern meistens im Zugleich beider »Zeiten«. So wirklich das Erschrecken von Zeit zu Zeit auch darüber sein mag, dass sich die Uhr nicht zurückdrehen lässt und die Zeiger nicht anzuhalten sind, damit sie dann und wann oder gar auf Dauer still stehen und einen Hauch von Ewigkeit vermitteln. So wirklich ist doch die Erfahrung, dass das Leben des Menschen, unser Leben, wie ein großer Übergang ist, wie eine einzige Passage von der einen Zeit zu der anderen.

Botschaften der Bilder

Sich mit der Zeit auseinanderzusetzen, den stillen Zauber der Schöpfung zu entdecken und sich be-

wusst mit dem kritischen Zustand unserer Welt zu befassen – das sind Themen, die auch den Künstler und Kunstpädagogen Alfred Darda (früher München, nunmehr Altusried im Allgäu) bewegen und die sich im Grunde nur aus einer intensiven Begegnung mit der Wirklichkeit des Menschen im Rahmen seiner Zeit begreifen lassen. *Begegnung, Dialog, Partnerschaft* – das sind denn auch die Schlüsselwörter für sein künstlerisches Schaffen.

»Meine Bilder« – so der Grundsatz von Alfred Darda – *»entstehen im Dialog vor allem mit Gegebenheiten, die nicht machbar sind im konventionellen Sinne. Meist sind es Fundstücke, die ich verwende, die ihrem eigentlichen Zweck entronnen sind, die sich durch Verwitterung, Erosion und andere Naturprozesse in Poesie verwandelt, ich könnte auch sagen, in den Zustand der Unschuld zurückverwandelt haben. Ich integriere sie und mittels der Malerei entsteht ein partnerschaftliches Verhalten zwischen dem Unbewussten, dem Numinosen und meinem Bewusstsein. Ideal ist es, wenn durch die Begegnung ein neuer Zustand entsteht. Der Dialog lässt neue Wirklichkeiten zu, die nicht von einseitigen Inhalten verdrängt werden. Ich möchte durch Zeichensprache ein aus meiner Sicht zentrales Thema unserer Zeit berühren. Der Mensch als Macher muss es wieder schaffen, der Natur als Ort mysteriöser Kräfte und Gesetzmäßigkeiten im Dialog zu begegnen, dass eine Partnerschaft entsteht, die lebenserhaltend ist. Der Prozess des Dialogs wird zum Inhalt, und Bilder werden zur Zeichensprache.«*

Es ist dieses Verständnis von *Dialog*, das den Maler Alfred Darda von Anfang an und immer wieder aufs Neue dazu treibt, sein Atelier zu verlassen und

seine originäre Auffassung von Kunst auf vielfältigste Art und Weise – in Acrylbildern und Grafiken, Aquarellen und Zeichnungen – in die Arbeit mit kunstinteressierten jungen und erwachsenen Menschen umzusetzen. Denn »um aus unserem Dschungel der psychischen Verstrickungen, den Reaktionen und Fremdbestimmungen herauszukommen« – so der hochengagierte Künstler – »um handlungsfähig zu werden, kommen wir um die Persönlichkeitsbildung nicht herum. Daher glaube ich, dass es an der Zeit ist, die kreative Kraft des Menschen für die schwierigste und an erster Stelle stehende Kunst, die Lebenskunst, einzusetzen ... In jedem Menschen liegt die Möglichkeit, am kreativen Schöpfungsakt teilzunehmen.«

Dass aus »dem schöpferischen Spiel« so etwas wie Selbstvertrauen und Selbständigkeit erwachsen, ist für den mittlerweile arrivierten Maler freilich alles andere als eine Floskel. Seine *Biographie* allein schon lässt es erahnen, mit welcher Begabung und Energie er seine Vorstellung von Bildung, Entfaltung und Ankunft im tiefsten inneren seines Selbst verwirklicht hat:

1937	in Sickingmühle, Westfalen, geboren
1957	Werkkunstschule Dortmund
1958–1961	Folkwangschule Essen
1961	Kunstakademie München
1961 ff	freischaffender Künstler in München
2000 ff	Dozent an der Kunstakademie Bad Reichenhall

So wenig selbstverständlich es auch ist, so folgerichtig ist es doch, dass sich in zunehmendem Maße auch eine öffentliche Anerkennung und offizielle

Auszeichnungen für Alfred Darda eingestellt haben wie zum Beispiel der *Seerosenpreis* der Stadt München für anerkannte Künstler (1982) und öffentliche Ankäufe durch staatliche und städtische Institutionen, Kirchen und Galerien wie die Städtische Galerie im Lenbachhaus München, die Emmauskirche Bad Griesbach oder den Deutschen Bundestag. Zahlreiche Ausstellungen im In- und Ausland – so in Ascona, Hamburg, München und anderen Städten – haben die Wirkung auf sein umfangreiches Werk noch vermehrt. Die Resonanz, die Alfred Darda auch und gerade unter Kennern der zeitgenössischen Kunst und weit darüber hinaus bislang gefunden hat und noch findet, ist nicht zuletzt auch darin begründet, dass er sich in der ihm eigenen Authentizität den aktuellen Herausforderungen der Zeit zu stellen sucht: den schwelenden Apokalypsen, wie sie allenthalben in unseren Landen zu spüren sind, der Angst um die Zukunft der Schöpfung und ihren erschöpfbaren Ressourcen, der Auseinandersetzung mit den chaotischen Mächten im Inneren des Menschen und dem fragilen Zustand unserer Gesellschaft – Ahnungen, Augenfälligkeiten, Analysen, die nicht zuletzt auch in Symbolen seines künstlerischen Schaffens Ausdruck finden: in der Gestalt von Glasscherben beispielsweise und Bruchstücken, Steinbrocken und Papierfetzen, Spinnenbeinen und Wasserflecken, Schraffuren, Spalten und Schattenrissen. In der Tat. Es ist auf den ersten Blick keineswegs eine verträumte Begegnung mit dem Vorfindlichen, keine im oberflächlichen Sinne gefällige Kunst, wie sie mitunter im Kunstbetrieb auszumachen ist: illustrative Abbildung und imitative Inszenierung. Alfred Dardas Kunstverständnis zielt nicht

auf diverse Arten vom Klischee und auf schlichte Assoziationen im Betrachter, sondern weit mehr auf Konfrontation mit der Wirklichkeit von Gewalt, Leid und Zerrüttung – auf Konfrontation mit »dem ganz Anderen«, das oft, allzu oft in unserer Welt verdrängt wird. Das Mittel seiner Wahl ist vielmehr bewusst die *Bisoziation*, das Aufzeigen und Aushalten all der Spannungen: zwischen der Wirklichkeit der Welt, der Wahrnehmung des Künstlers und der Deutung durch den Betrachter, zwischen dem Unbewussten auf beiden Seiten und dem bewusstmachenden schöpferischen Akt. Er, dieser schöpferische, durchaus spielerisch gedachte Akt aber soll dazu dienen, etwas von dem Gegensatz, der Spannung und der Zerrissenheit auszugleichen und mit dem Schmerz von Leid, Tod und Zerstörung auszusöhnen. Das sind seltene Augenblicke, gewiss, kostbare Augenblicke – Augenblicke einer ausgesprochen erfüllten Zeit.

Der vorliegende Band widmet sich – wie gesagt – der Frage: Was ist Zeit? Seine Texte reflektieren in je eigenem Format unterschiedliche Facetten von Zeit: das Kalenderjahr und das Kirchenjahr, die Fülle des Tages und die Endlichkeit des Lebens. In Analogie dazu spiegeln auch die Bilder dieses Bandes wesentliche Aspekte unserer Zeit. Mögen seine Aussagen in Wort und Bild der Leserin und dem Leser zu einem Ansporn werden, sich neu auf die Suche nach vorläufigen Antworten zu machen – für eine möglichst erfüllte Zeit fortan.

Erlangen, im Herbst 2012

Richard Riess

I. Der Lauf der Zeit

Der Engel des Herrn

Haben Sie schon
den Engel des Herrn
gesehen

Manche sagen
es gäbe ihn gar nicht mehr
Er sei doch längst
in den Bombennächten der Kriege
umgekommen
Irgendwo da unten
in Bagdad oder Beirut
oder Bethlehem

Andere dagegen meinen
es gäbe ihn sehr wohl
in Buones Aires zum Beispiel
oder in Las Vegas oder
dort in Los Angeles
zumal im Geglitzer der Lichter
über den Dächern
der Stadt

Und schließlich warten
einige noch auf sein
Erscheinen dort oben
auf dem Brandenburger Tor
und dass er dort oben
seine Flügel abstreife

und ein Mensch werde
ein richtiger Mensch
ein richtiger Mensch
so wie Sie und Ich
aus Fleisch und Blut

Haben Sie schon
den Engel des Herrn
gesehen

Doch, doch. Es gibt
ihn. Gesteht der alte Clown
Ich habe doch
mit eigenen Augen
gesehen
wie er kürzlich
hoch oben in der Zirkuskuppel
hin und her flog
so hin und her
so hin und her

Doch, doch. Sagt auch
das krebskranke Mädchen
mit seinen neun Jahren
Ich habe ihn doch selbst
gesehen
draußen auf dem Gang
mit einer goldenen Brille im Gesicht
und einem langen weißen Mantel

Doch, doch. Sagt auch
der Friedhofsangestellte
Er war doch dabei
als wir vorige Woche
den alten Mann
zu Grabe trugen
Wir, das Häuflein aus
einer Handvoll Menschen

Und auch der versoffene Stammgast
von der Bar in der Hafensstraße
behauptet steif und fest
dass er neben ihm stand
als er zur Bardame Mary-Ann
vernehmlich sagte
Gegrüßet seist du...
Und das am letzten Dienstag
früh um halb fünf
früh um halb fünf, wie gesagt
Er könne das
vor jedem Gericht der Welt
mit seinem Eid
bezeugen

Mein Gott, was sind das
für Zeiten
in denen sich die einen
verwundert die Augen reiben
und die anderen
blind sind

für das
was vor ihren Augen
geschieht

